

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der blonde Hans. Novelle nach einer Begebenheit im rheinischen
Siegerland von Stefan Utsch

[urn:nbn:de:bsz:31-338899](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338899)

Der blonde Hans

Novelle nach einer Begebenheit im rheinischen Siegerland von Stefan Utsch

Der erste Blick, den er in die Welt warf, ging aus einem ganz ärmlichen, engen Zimmer durchs Fenster auf einen hohen, waldbestandenen Berg und an dessen Hang, wo auf magerem Weideboden kleine rostbraune Kühe sich an armseligen Ziegenbärten gütlich taten. Er krächte und schrie gleich, daß die Nachbarn zusammenliefen, und noch ehe die Frauen wußten, um was es sich handelte, vernahm man schon ihre bestimmt vorgebrachten Behauptungen: „Hört den Schreihals! . . . Das kann nur ein Junge sein! Lärmt, als ob sonst niemand im Dorfe sei als er . . .!“

Noch am frühen Morgen ging Wilhelm Pfeifer, der glückliche Vater, stolz erhobenen Hauptes zum Amt in dem nahen Städtchen und meldete den angekommenen Erdenbürger an. Schon hier in der Amtsstube vollzog sich eine jener Zufälligkeiten, die oft für ein ganzes Leben entscheidend sind.

„Wie soll der Junge heißen?“ fragte der Beamte den Vater.

„Ei, zum Kuckuck, da hab' ich noch nicht drüber nachgedacht“, erwiderte Pfeifer erregt.

Der Beamte spielte mit seinem Federhalter und zog streng die Stirn in Falten.

„Na, das müssen Sie doch wissen, wenn Sie hierherkommen. Also, wie soll ich schreiben?“

„Na, dann sagen wir mal — sagen wir mal — sagen wir mal — nee, ich finde nichts! . . . Oder — nennen wir ihn halt . . . Johann, Johann, ja wohl!“ Das alles plaste ihm so heraus. Nie hatte er an diesen Namen gedacht. Aber jetzt war's schon geschehen, der Bengel hieß Johann. Donnerwetter nochmal, unerhört, wie man in einer Sekunde solch wichtige Entscheidung verlangen kann.

An diesem Tage begann das Leben Johanns.

„Was für ein Bursche!“ sagten die Leute aus der Nachbarschaft in den nächsten Monaten unzählige Male, wenn der Kleine schrie, quietschte

und jauchzte, daß es durch die Hälfte des Dorfes schallte. „Vierzehn Pfund hat er bei der Geburt gewogen. Er ißt schon Gemüse, Kartoffeln und Brot in Mengen, so ein Freßpelz ist das!“

Das kleine Häuschen des Bergmanns Pfeifer stand an einer Böschung. Fast geschenkt hatte man ihm den Bauplatz. Wer wollte sich an diese „Rutsche“ setzen? Aber Pfeifer war ein fleißiger Mann, das Haus mit den eineinhalb Stock — auf dem Dachboden waren noch zwei kleine Zimmer angelegt — sah wie ein Schmuckkästchen aus. Die Fachwerkwände waren stets blendendweiß gefalbt, die Balken kupferbraun gestrichen. Um das Haus herum zierten Gartenanlagen den ärmlichen Besitz, die stufenförmig an der Böschung hingen wie ein schäbiger Weinberg an felsigem Geröll am Rhein. Ein primitiver Stockzaun umgab das Ganze.

Aber Pfeifer brauchte sich nicht zu schämen. Im Dorf gab es nicht viele, die größere Sprünge machen konnten als er. Kleine Bauern und arme Bergleute reichten sich die Hand, es hatte einer nicht mehr als der andere.

Der kleine Johann gedieh prächtig. Als er vier Jahre zählte, war er der älteste von vier kräftigen Zuben. Er trug noch einen langen, von der Mutter geschneiderten Rock, eine bunte Schürze davor und klobige, schwere Nagelschuhe. Auf seinen Kopf paßte kaum der Hut eines Erwachsenen. Schweres, dichtes Blondhaar lag ihm bis auf die Schultern, große blaue Augen lachten in die Welt. Seine dicken Wangen waren stets rot wie Paradiesäpfel. In dieser Zeit gab man ihm allgemein den Namen: der blonde Hans!

Die Dörfler wußten alle, daß Hans immer Hunger hatte. Niemand fand etwas dabei, wenn er bald aus diesem, bald aus jenem Hause kam, mit einem großen käsebestrichenen Stück Schwarzbrot in den patzigen Händen, so intensiv kauend, daß er fast das Atemholen vergaß. Er konnte bereits bis zwanzig zählen und wußte genau, wie-



Und wieder war Ulrich von Augsburg zu Galt bei dem lieben Freunde zu Constanz. Nachdem sie die Pflichten des Amtes mitfammen besprochen, vergunnten sie sich eine heitere Tagfahrt nach Rheinau ins Kloster. Unterwegs lag der Rheinfall, und beide schauten voll Staunen ins mächtige Tosen der Wasser. Auf einmal erlahn sie im Strudel zween kleine gefiederte Sänger, kaum mächtig, dem glühenden Schwall zu entrennen. Hinan und hinab ging das ängstliche Flattern der Tierchen. Da kam es den Freunden, das möchte zwei arme Seelen im Reinigungsorte bedeuten. Sie schickten sich an, in einer Kapellen am Weg das heilige Opfer zu feiern für ihre Erlösung; und siehe, am Ende der ersten heiligen Handlung erhob sich das eine der Vöglein und pfeifte hinauf in den Himmel, und da sie die zweite Feier vollendet, entschwand auch das andre in der azurenen Bläue. Da dankten die beiden dem Herrn durch Christus, den Heiland und Bischof der Seelen.

viel Vieh jeder in seinem Stall hatte. Rüge, Ochsen und Pferde hatten es ihm angetan. Er liebte sie über die Maßen. Hinter jedem Fuhrwerk trottete er her, die Bauern setzten ihn auf die Wagen und nahmen ihn mit auf die entlegensten Felder. Die Bergleute, die über eine Stunde Fußweg bis zu den Gruben zurückzulegen hatten, begleitete er bis in die Wälder auf den Bergen. Von dort zog er stets, einen mächtigen Ast hinter sich herschleifend, ins Dorf zurück. „Hü — hott!“ rief er dann, und stolz betrachtete er die Staubwolke, die der Ast auf der schlechten Straße aufwirbelte.

Bis eines Tages ein Vorfall alle Einwohner des Ortes in tödlichen Schrecken versetzte. Bei einem furchtbaren Gewitter, währenddessen ein wolkbruchartiges Unwetter die Gegend heimsuchte, war Hans spurlos verschwunden. Die Mutter eilte händeringend von Haus zu Haus, der Vater hekte in den Wäldern umher. Der kleine Fluß, der durch das Dorf strömte, schwoll an, die Bäche traten über ihre Ufer. Überschwemmung, wohin man sah. Und nirgends war der blonde Bengel zu finden. „Er ist ertrunken!“ wollten einige wissen. „Er hat es immer mit dem Wasser gehabt, der Baghals. Nun wird es mit ihm schief gegangen sein!“

Noch während Blitz und Donner wüteten, zogen die Männer und Burschen aus. Der Ortsvorsteher läutete Sturm mit der Glocke in der alten Schule. Frauen liefen auf der Straße zusammen, bleich und verstört. „Er war auch nie zu halten, der Kerl“, so sagte man. „Einfach toll, wie er immer der Gefahr in den Rachen rannte!“

Gegen Abend fand man ihn. Er saß auf dem Wasserwehr einer nicht mehr in Betrieb stehenden Mühle, eine Stunde vom Ort entfernt, und plantschte vergnügt mit einem langen Stock in die unter und neben ihm her brausenden Fluten. Verwundert betrachtete er die Menschen, die zusammenliefen, und als man ihn endlich nach vielen Mühen aufs trockene Land fischte, rief er fröhlich und begeistert: „Au, das war fein! Soviel Wasser, das müßte jeden Tag so daherkommen. Und was hat's geknallt da oben in der Luft, ganz anders, als wenn sie im Steinbruch schießen! . . .“ Und als ihn der Vater mit dem Gürtel hernehmen wollte, sprangen die Männer und Burschen dazwischen. „So nicht“, sagten sie. „Der Hans hat im Leben noch keine Schläge verdient!“

Im Triumph brachten sie ihn ins Dorf zurück und übergaben ihn der vor Freude laut ausschlochzenden Mutter.

Vater Pfeifer und seine Frau, die Eltern von Hans, wollten gern ein Mädchen haben. Die vier Buben waren ja da, vier Buben, einer stramm und stark wie der andere. Aber ein Mädchen müßte dabei sein. Der Mutter Wunsch war zu berechtigt. Sie hoffte auf eine Hilfe, die Buben waren ja nicht jür die Hausarbeit da. Und beide dachten noch weiter: neben diesen rauen, stets radautreibenden und schreienden Rangen müßte so ein weiches, liebes, goldiges Mädchlein sein. Das würde das Familienbild vollkommen machen,



Er saß auf einem Wasserwehr

und es wäre zu dem Glück nichts mehr hinzuzuwünschen.

Aber es kamen der fünfte Junge und der sechste Junge. Beim siebenten wurde der Kaiser Pate. Denn das war ja alles noch in der Vorkriegszeit.

Der blonde Hans lief stets nach dem neuesten frohen Ereignis im Dorf von Haus zu Haus und rief: „Schon wieder einer! Er kann schon mit den Fäusten schlagen. Beine hat er, dick und rollig wie ein Schwartenmagen. Rec, so'n Spaß. Wenn wir mal alle Geld verdienen, braucht der Vater nichts mehr zu arbeiten. Dann kann er sich von morgens früh bis abends spät in den Sessel setzen und die Pfeife rauchen. Und die Mutter soll nur mehr die Schürze aufhalten, in die wir alle die Goldstücke und Taler schütten. Wenn das erst so weit ist, dann kaufen wir einen Ochsen, ein Pferd und vier Rüge!“

„Warum denn gerade vier Rüge?“ wurde er gefragt.

„Den Klatschkäse von einer Kuh esse ich allein“, war seine, den stets knurrenden Magen betreffende Antwort.

In der Schule, die er nun besuchte, konnte er nicht recht vorankommen. Das stundenlange Sitzen in den Bänken behagte ihm nicht. An Intelligenz mangelte es ihm keineswegs, und Lesen, Schreiben und Rechnen lernte er leidlich gut. Er war der Held in der Klasse. Seine Kameraden übertrugte er um Kopfeslänge, er führte sie bei allen Streichen an wie ein Feldherr seine Armee. Wenn er sein Zeugnis bekam, so stand einmal wie immer hinter einem Fach die Note „Sehr gut“. Das war Geschichte. Von der Schlacht im Teutoburger Walde bis zum letzten Gefecht des Siebziger Feldzuges kannte er alle Waffentaten des deutschen Heeres.

Der blonde Hans war im Dorf zu einem Begriff geworden. Im Frühjahr, Sommer und Herbst half er den Bauern auf den Feldern und Wiesen. Kaum vierzehnjährig, stand er mit der Sense wie ein erwachsener Mann im hohen Gras und mähte.

„Hans, noch immer nicht aus der Schule?“ fragten die Leute, wenn er in die alten Häuser trat und sich im Eingang bücken mußte. „So ein baumstarker Kerl gehört doch nicht mehr auf die Schulbank!“

„Ostern hat Reserve Ruh“, versetzte er grimmig und drückte die breite Brust heraus.

Die Jahre kamen und gingen. Das freie, ungebundene Leben war für Hans dahin. Aber er blieb immer der gleiche. Nun saßen zehn Buben zu Hause, streckten beim Essen die Beine unter den Tisch und öffneten begehrtlich Mund und Häuste, wenn die vielgeplagte Mutter die dampfenden Schüsseln vor sie setzte. Mit rollenden Augen und schwebenden Gesichtern pusteten sie die Fischplatte leer, und im Nu klapperten die Löffel auf blanken Tellern.

„Ihr Kerle, beißt nicht in das Porzellan, das ist härter als eure Zähne“, wehrte der Vater.

Die Mutter hielt über alle die Hände. Sie hätte für die Welt keinen missen mögen. Des Abends schleppte sie ihre Buben in die Betten, todmüde lagen sie in ihren Armen, und einmal soll es vorgekommen sein, daß sie am frühen Morgen den Zweitjüngsten fest schlafend unter der Bank in der Küche vorfand. Sie hatte ihn ganz einfach am

verigen Abend vergessen. Seitdem zählte sie immer alle an den Fingern ab, wenn sie zur Ruhe gebracht wurden.

Zehn Buben und noch kein Mädel! —

Nie sah einer die Mutter Pfeifer müßig. Sie flechte, ein gütiges Geschick möge ihr doch ein Töchterchen schenken. Bis nach weiteren zwei Jahren ihre Sehnsucht Erfüllung fand. In einem sonnen-goldenen Sommertage sah ein kleines, gesundes Mädchen das Licht der Welt.

Die Familie Pfeifer war außer sich. Die vielen Buben schrien und lärmten wie bei einem Polterabend. Sie mußten am ersten Tage mit Gewalt von dem Zimmer, in dem das Schwesterchen lag, zurückgehalten werden. Es kam bereits in der Küche zu ernsthaften Reibereien, als die Frage aufgeworfen wurde, wer das kleine Mädchen „verwahren“ sollte. Jeder glaubte besondere Rechte geltend machen zu können. Die Nachbarn brachten Schinken, Speck, Eier und Honig die Mengen. Auf dem Bertilo in der guten Stube standen sogar einige Flaschen Wein, guter spanischer Malaga und Tarragona, die von seiten der Buben besondere Beachtung fanden. Als Kindtaufe gefeiert wurde, verschwanden Berge von Kuchen im Nichts, und immer noch brüllte hier und da einer: „Ich bin nicht satt geworden! ...“

*

Die Zeit eilt schnell dahin. Zehn Jahre sind, an der Uhr des Lebens gemessen, eine Kleinigkeit. Ein Mensch, der viel hofft und arbeitet, merkt dies am besten. Arbeit und Sorgen bringen unzählige Nächte nach Tagen, die zu fliegen scheinen, und die Monate gehen, und die Jahre schwinden. Wenn so ein vielgeplagter, keine Ruhe findender Mensch dann einmal mit Bedacht in den Spiegel sieht, merkt er erst, daß er alt geworden ist. Aber man frage den Millionär, ob er glücklicher gewesen sei. Väter und Mütter mit außergewöhnlich vielen Kindern findet man weder bei Ehescheidungen noch auf Selbstmörderlisten, Millionäre wohl.

Der große Krieg ging vorbei. Der blonde Hans war mit dem Jahrgang 1916 eingezogen worden.

Einmal da hat Bischof Konrad den Fischer Einhard von Konstanz, er möge ihn mitfahren lassen zum Fischzug, nach Christi Vermächtnis sei ja der Bischof ein Fischer von Menschen;



es könne nichts schaden, vom Handwerk das Geistwerk zu lernen. Mittlommers also fuhren sie aus zum Fange der Fischen. Zuvor hatte Einhard tüchtige Zehrung genommen, der Bischof aber pflegte alltäglich zu fasten bis mittags. Drum kam ihm auch mitten im See ein gewaltiger Hunger, als höher und höher das Tagesgestirn stieg. Und plötzlich frug er den wetterverbrannten Gefährten, ob er nichts mit sich führe zum Essen. „Bewahre!“ erwiderte der, „das ist nicht die Übung bei unserm Gewerbe.“ Und schmunzelte heimlich ob Konrads Verdrießen. Doch siehe, er wollte den Augen nicht trauen, der Bischof erhob sich, entbot ihm den Gruß und entstieg in das Wasser. „Herr Bischof!“ wollte er schreien, der aber wandelte sicher, als wär’s eine Straße, ob Tiefen und Gründen, und ging, und schaute nicht um, und war am Gestade, bevor Fischer Einhard vor Wundern den Mund schloß.

Die großen Schlachten der letzten zwei Kriegsjahre waren in seinem Paß verzeichnet. Als Unteroffizier ging er ab, mit zweiundzwanzig Jahren. Noch ein milchbärtiger Jüngling, kam er zurück als Held, mit dem Eisernen Kreuz 1. Klasse und noch sechs anderen Orden auf der Brust.

Es gibt Menschen, denen jeder Sympathie entgegenbringt, Menschen, denen niemand etwas Böses wünscht. Sie fesseln durch alle ihre Bewegungen, durch ihre Worte, und wenn sie noch so einfach gesprochen sind — durch den Blick ihrer Augen, durch ein Lächeln, in dem die Qualität des Herzens sich äußert. Der böse Mensch hat seinen bösen Blick, der gute Mensch seinen guten Blick! . . .

Es gab viele, die aus den mörderischen Schlachten ein ernstes Wesen mit nach Hause brachten. Anders war es bei dem blonden Hans. Offiziere und viele Kameraden seines Regiments schrieben ihm herzliche Briefe, denn sie hatten ihn alle gern. Er war ein seltener Kamerad gewesen, hatte in den schlimmsten Lagen nie den Mut verloren und immer die gute Laune behalten.

Nun war er wieder im Dorf. Die Eltern, seine Brüder und das kleine Schwesterchen hatten ihn von der Bahn abgeholt. Einer trug sein Koppel, der andere sein Seitengewehr, ein anderer seinen Mantel, wieder einer die Patronentaschen. Die ältesten und stärksten machten sich über den Stahlhelm und den Tornister her. Und die kleine Gretel trug er auf dem Arm, als ob er der Vater sei. Mit strahlenden Augen zog die ganze Familie über die Dorfstraße dem Heim zu. Und die Leute sagten: „Jetzt ist alles gut. Der blonde Hans ist wieder da!“

Am diesem Abend konnte die Mutter die Buben nicht in die Betten bringen. Sie saßen mit feurigen Gesichtern um den großen berühmten Bruder, von dem das ganze Dorf sprach, die Augen stauend und verwundert auf ihn richtend. Er war wie ein Riese, die mächtigen Fäuste hielt er vor sich auf dem Schoß, sein immer gütiges Lächeln schwebte um seinen Mund.

Zwei Tage später stand er auf dem Förderkorb der Grube „Eintracht“, der ihn tausend Meter tief in die Erde brachte. Das durch den Krieg unterbrochene friedliche und arbeitsame Leben begann von neuem.

*

Der nun bereits ins Alter gekommene Wilhelm Pfeifer hatte nicht mehr nötig, die allzu schwere Arbeit auf der Grube im Abbau, vor Ort, im Querschlag oder in ungesunden Überbrüchen zu verrichten. Hans, der älteste Sohn, stand unter den Titanen der Grube als Schachthauer und senkte das Grubenloch in immer beträchtlichere Tiefen. Er verdiente, wie man so sagt, einen schweren Lohn. Dafür schaffte er täglich acht Stunden, bis an die Hüften im Wasser. Zwei Brüder, die ihm im Alter folgten, arbeiteten bereits im Abbau und brachten auch viel Geld nach Hause. Der Vater wurde bei der nicht so gefährlichen und anstrengenden Arbeit eines Zimmerhauers beschäftigt.

Die Hauptlasten der Familie ruhten also auf den Schultern des Hans. Zwei weitere Brüder lernten in der nahen Stadt ein Handwerk.

„Sie brauchen nicht alle zur Grube zu gehen“, hatte Hans gesagt. „Solange meine Arme stark bleiben, komme ich für alles auf!“

Die fünf jüngsten Brüder und die kleine Gretel gingen noch zur Schule.

Die Grube „Eintracht“ beschäftigte über tausend Mann unter der Erde. Sie strömten vor Schichtbeginn aus den umliegenden Dörfern herbei. Ein mächtiger Förderturm überragte einen großen Komplex von Grubenbauten.

Wieder gingen zwei Jahre dahin. Man hätte sich eigentlich die Grube „Eintracht“ nicht mehr ohne den blonden Hans denken können. Er war, wie alle betonten, das Herz der Grube geworden. Frühmorgens um vier Uhr, wenn die bleierne Müdigkeit noch auf die Schläfer drückte und die Nacht mit ihrem dunklen Mantel noch alles bedeckte, stampfte er, ein Liedchen singend, aus dem Haufe. Auf einem Hügel, an dessen Fuß sich das Dorf ausbreitet, hielt er an. Ein schriller Pfiff, der die Luft bis auf die höchsten Berge durchschnitt, weckte die Hähne zum Krähen und mahnte die Bergleute zur Pflicht. Zwanzigmal, dreißigmal legte er die beiden Mittelfinger der Hände auf die Zunge, bis ihm von allen Seiten Antwort wurde. Die Frauen, die ihre Männer und Söhne noch bis zur Tür begleiteten, hörten bereits das freie, ungebundene Lachen junger Knappen auf dem Hügel. So zogen sie aus über die Berge, im Winter durch tiefen Schnee wadend, im Sommer die goldenen Strahlen der aufgehenden Sonne als ersten Morgengruß empfangend.

Wenn der Trupp, der ohne den blonden Hans nicht zu denken war, auf der Grube ankam, gab es Leben in allen Winkeln. Die Beamten schmunzelten, Hans stand mit allen kameradschaftlich auf Du und Du.

Hellauf dröhnte es von den Eisenplatten vor dem Schacht wider, wenn die Schachthauer mit ihren schweren Stiefeln und den langen Wasser- schuhlampen heranrückten, mit Hans an der Spitze. Die jüngsten unter den Knappen lachten freudig. Das war eine überwältigende Szene, die man jeden Morgen sehen mußte. Die Alten vom Fach tuschelten: „Man hat seine Freude an diesen starken, fleißigen Gesellen“, sagten sie beifällig. Und es war eine Ehre für jeden, mit der Kolonne des Hans auf den Vieretagenkorb steigen zu dürfen. Wenn die Schale sich löste und lautlos an den Leitschienen hinab pfeilschnell in die Tiefe sauste, erklang ein Chor aus jugendfrischen Kehlen. Die zerwetterten Gestalten in Wasserhelm und glühenden Gummianzügen, aussehend wie Seeleute in Fischerkuttern beim Sturm auf dem Meere, sangen Lieder von Bergmannsfreud' und Bergmannsleid:

„ . . . Drum teures Liebchen, einen Kuß,
Derweil ich von dir scheiden muß!
Wir fahr'n zum Himmel hinauf,
Glück auf! — Glück auf! . . .“

*

Ein junger, urgesunder Mann aus den wilden, romantischen Bergen jener Gegend des Siegerlandes, in der diese Geschichte spielt, sieht sich auch

schon bezeiten nach einem Schatz um, genau so wie die rotwangigen Mädchen nach einem „Herz-
bub“ suchen. Das ist in diesem Ländchen so des
Lebens Lauf.

Es gab daher wohl niemand, der etwas dabei
fand, daß das schönste Mädchen des Dorfes in den
schmucken, blonden Hans verliebt war. Lore war
die älteste Tochter des Grubensteigers Dieter, und
zwei Jahre jünger als Hans. Groß, schlank und
gesund, mit einem frischen, rosigen Gesicht, hatte
sie ein fröhliches und heiteres Gemüt wie Hans.
Die Leute sagten, die beiden seien vom Schicksal
füreinander bestimmt. Sie verkehrten eigentlich
schon etwa zwanzig Jahre zusammen. Als sieben-
jähriger Bengel hatte Hans sie einmal aus dem
Dorfbach gezogen, in den sie gefallen war. Seit-
dem bestand eine unzertrennliche Freundschaft
zwischen den beiden, aus der später Liebe wurde.
Lore war fleißig, ein tüchtiges, sparsames und
haushälterisches Mädchen. Ein glücklicheres Paar
hatte das Dorf wohl noch nicht gesehen. Sie zeig-
ten sich zwar noch nicht öffentlich, aber jeder
wußte, daß sie sich abends stets auf ein halbes
Stündchen trafen. Bis eines Tages der alte Pfei-
fer zu Hans sagte:

„Wie ist das eigentlich mit euch beiden? Habt
ihr was Ernstes vor?“

Hans schwieg.

„Ich denke doch nicht, daß du dem Mädchen
Klauen in den Kopf setzt!“

„Ne, das tue ich bestimmt nicht, Vater!..“

„Na, liebt ihr euch denn?“

„Das schon... aber...“

„Was denn aber?“

„Ach, ich kann noch nicht ans Heiraten denken.
Mutter gebraucht mein Geld. Ich lasse meine
Familie, meine kleinen Geschwister nicht im Stich!“

„Ach so... Na, Hans, dann will ich dir sagen,
daß du dich schon mit der Lore sehen lassen kannst.
Heinrich und Ernst verdienen Geld, Karl und Frits
haben bald die Lehre aus. Ostern kommt Georg,
den nächsten Ostern Paul aus der Schule. Also:
wenn du willst, kannst du in einem Jahre hei-
raten! Du hast deine Pflichten als Sohn getan,
warst zwei Jahre im Kriege, es wird Zeit, daß du
daran denkst, einen eigenen Hausstand zu grün-

den. Und deine Lore ist eine Schwiegertochter nach
meinem Geschmack!“

„Gut, Vater, hurra! — Heute sage ich's der
Lore. Und Sonntagnachmittag führe ich sie aus!“

*

Es kam der Mai mit herrlichen Frühlingstagen.
Hinter dem Haus des Steigers Dieter ist ein
großer Obstkampen. Unter dem mächtigsten Baum
steht eine Laube. Es ist hier ein ganz verzauber-
tes, romantisches Plätzchen. Der Dorfbach kommt
von einer alten, verlassenen Grubenhalde vorbei.
Kurz vor der Laube macht er einen mächtigen
Sprung in die Tiefe, gurgelt und schäumt in einem
Tümpel, um dann geruhsam weiterzufließen.
Hier stehen schwarze, glitzernde Fossilien schlant
und steif im kalten Bergwasser, das durchsichtig ist
wie Glas.

Hans und Lore saßen eines Abends in der
Laube. Nichts regte sich im Dorfe, alles schien
ausgestorben zu sein. Die Luft flimmerte warm
und wohllich, im Westen flammte der Himmel
feuerrot. Von den in einem Blütenmeer stehenden
Bäumen und den Blumen in den Gärten wehte
wohlriechender Duft in die stille, verträumte abend-
liche Einsamkeit. Vor den Haustüren lagen die
Hunde, dehnten und streckten sich. Lautlos schli-
chen Katzen durch hohes Gras. Nur das Rauschen
des Baches unterbrach die Stille. Stumm ragten
die Berge gen Himmel, immer matter wurden die
Spitzen, immer dunkler die Wälder. Die Nacht
kam herab, von den Höhen ringsum, breitete sich
aus im Tal, warm und lind. Menschenleer waren
die Straßen, stumm die Gäßchen, nur hier und da
kauerten noch Leute schweigend vor den Türen
ihrer Häuser.

Der blonde Hans saß reglos auf der Bank.
Nicht an ihn gelehnt verharnte Lore neben ihm.
In ihren schlanken Händen hielt sie seine raue
schwielige Rechte.

Was war es, was heute abend die Augen des
blonden Hans trübte? Wohl saß sein Hut ver-
wegen und fed wie immer etwas schief auf dem
Kopf knapp über dem linken Ohr — in dem Band
steckte ein frischblühender Fliederzweig — wohl
blickte darunter wie stets über dem rechten Ohr
ein breiter, blonder Haarbüschel hervor. Aber um
seinen Mund war ein ernster Zug, und weiß Gott,



Und es begab sich anno Domini neunhundertvierzig und
acht, da trat der Constanzer Bischof Conradus eine Pilger-
fahrt an, um der Gnadenkapelle Mariens zu Einsiedeln die
heilige Weihung zu geben. Doch mitten der Nacht vernahm
er ein Rufen: „Es haben die Engel des Himmels das Haus
ihrer Königin festlich geweiht.“ Der Bischof vermeinte, ihn narre
ein nächtliches Trugbild, und bereitete alles zur Weihe der
heiligen Stätte. Doch abermals mahnte die Stimme: „Laf ab,
frommer Mann, schon haben die Boten des Himmels getan,
was du tun willst.“ Da ließ er denn ab von seinem Beginnen
und trat vor das harrende Volk, ihm die Botenschaft zu melden;
hierauf begann er das Hochamt, und die Gemeinde sang „Ehre
sei Gott“, so wie einst die himmlischen Heertharen sangen auf
Bethlehems Flur.

woher es kam, daß seine Augen nicht trocken wurden. Er war keinesfalls in einer sentimentalsten Stimmung, er war nicht krank und auch nicht bei schlechter Laune. Nur die Brust schien ein wenig beengt zu sein, und in den Gliedern lag, es war selbst, viel Müdigkeit.

„Hans, hast du Verdruß gehabt heute?“ fragte Lore besorgt. „Du lachst nicht, bist nicht munter wie sonst!“

„Ach, es ist weiter nichts“, entgegnete er. „Viel leicht — vielleicht liegt es daran, daß ich älter werde. Dann grübelt man mehr. Ich bin glücklich, bestimmt bin ich glücklich — und ganz zufrieden. Aber wenn ich zuweilen an meine alte Mutter denke und an den Vater und an die Brüder und die kleine Gretel — und auch an dich, Lore, dann . . . ja dann . . . Ach, das ist ja sicher Unsinn! . . . Heute morgen kam das zum ersten Male in der Grube. So ganz plötzlich. Die Schicht wollte nicht zu Ende gehen. Und als ich nach Hause kam, da hätte ich sie alle hier — alle hier an meine Brust nehmen können. Es war so etwas wie Angst dabei, Angst, ja, es muß wohl Angst gewesen sein. So ein Gefühl hatte ich nicht im stärksten Trommelfeuer in den Schlachten des Krieges. Es schmeckte mir auch nicht, obwohl es heute Speck mit Sauertraut gab, was ich doch sonst so gern esse. Denke dir, meine Mutter, wenn ich sie so sehe, so ganz dicht vor mir . . . Weißt du, wir haben elf Kinder, und in ihrem Gesicht sind alle die Sorgen vergraben, die sie um uns hatte, die Ängste, die Nöte! . . . So eine Mutter hat sich doch verdient gemacht, nicht wahr? . . . Ich habe noch nie ein böses Wort von ihr gehört, und der Vater ist krumm geworden von Arbeit und Last. Elf hungrige Mäuler ein Menschenleben satt zu machen, das heißt was. Und nun geht es uns besser, viel besser, es ist keine Not mehr da. Da kommt das so daher mit mir, ja, mit mir. Was denkst du, Lore, was meinst du? . . . Wenn das mit mir nicht immer gut ginge? . . . Wenn da eines Tages — die Bähre . . . Lore, was ist dir? — Lore — Lore!“

Des Mädchens Kopf zieht sich zwischen die Schultern, ihre Arme umfassen seinen Hals — und es kommt aus ihr heraus, wund, schrill und abgebrochen: ein Schrei, voller Entsetzen und herzzerreißend! . . . Dann lallt sie seinen Namen, stammelt ihn vor sich hin, während sie ihren Kopf in seinen Schoß sinken läßt. Ihr Körper zittert und bebzt, sie schluchzt wie ein Kind, fassungslos und untröstlich.

„Lore, nun komm doch! — Was habe ich gesagt? — Es ist ja nichts. Das wollte ich — das wollte ich nicht!“

„Geh nicht mehr fort — geh nicht mehr fort“, hauchte sie und klammerte sich an ihn.

„Nun sei still — sei still! . . . Ich glaube, die Leute haben uns gehört. Wie konnte ich nur so dumm plappern?“

Es dauerte lange Zeit, bis er sie beruhigt hatte. Es gab einen schmerzlichen Abschied.

*

Am nächsten Morgen warteten die Bergleute auf den gewohnten Pfiff. Das Wetter hatte sich verändert, ein feiner Regen rieselte ununterbrochen

hernieder. Die Luft war dießig, milchiger Nebel wallte von den Bergen zu Tal.

Auf und ab sausten die Förderkörbe, die Leitbahnen schlugen Feuer, das den ganzen Schacht erhellte. Der Betrieb begann wie jeden Tag. Wagenzüge, von elektrischen Motoren gezogen, rasten durch die Stollen. Die Bohrmaschinen raselten. Staub wirbelte auf in Überbrüchen und vor Ort, die Knappen in undurchsichtige Dunstmassen hüllend. Der Berg lebte im Innern auf, er gab das kostbare Erz: Eisen für Schweiß und Kraft! . . .

Aber noch etwas jagte durch die Stollen, unerfülllich wie der Geier in den Lüften. Niemand sah ihn, niemand hörte ihn. Lautlos eilte er die Fährten hinauf, ohne Mühe in Hast und Eile, von Abbau zu Abbau, an alle Stätten, wo mutige Männer jahrein, jahraus ihm trotzig die Stirne boten. Seine knöchernen Rechte fuhr über die Stirnen der dampfenden Knappen, seine Opfer suchend. Kälte und Schauer verbreitete er um sich her. Aber die Sohlen flatterte er hin, sein Rauschen ließ nun in Querschlägen und in den Strecken die Förderer erschrecken. Schadenfroß grinste sein verzerrter Mund, als er auf der Schachtsohle sich ans Gebirge lehnte.

Die Hände des blonden Hans, der die ratternde Bohrmaschine tiefer und tiefer drückte, zitterten — vor seinen Augen wurde es dunkel. Der Gesteinstaub wirbelte um ihn herum, das Licht schien zu verlöschen. Seine Knie beugten sich wie unter einer schweren Last. Der junge starke Schachthauer kämpfte beim Knirschen und rasseln des Gerätes des Bohrens gegen eine rätselhafte Schwäche.

Hans und Lore saßen eines Abends in der Laube



Er war allein heute hier unten, ein Kollege war krank, der andere arbeitete droben über der Hängebank an der Verlagerolle.

Der eisige, unerbittliche Gast schielte durch Staub und Dunstdämpfe zu Hans hin. Überlegend wiegte er den kahlen, grauisigen Schädel. Unheimlich klang das klatschende Tropfen des Wassers. Weit über tausend Meter tief stand ein Mensch einsam, mit quälenden Ahnungen in der Brust. Kalte Schauer schüttelten ihn, er fühlte die Nähe eines harten Schicksals.

Mit verzweifelter Krastanstrengung riß er die Maschine vom Druckschlauch. Die gepreßte Luft stieß zischend ins Wasser und an die Felswände. Der Staub hob sich, das Licht breitete sich aus. Mit dem vor Rässe tiefenden Rockärmel wischte er sich über die kalte, schwitzende Stirn. Teufel, was heute eigentlich mit ihm los war! Das Erlebnis am vorigen Abend tauchte wie eine Vision vor ihm auf. Der Schlauch der Pumpe flog ins Wasser. Seine Hände rissen am Drahtseil und gaben Zeichen nach oben.

Wen mochte er suchen, der das Dunkel des Schachtes nun durchstob? Hatte er noch niemand gefunden, dem er sein Zeichen auf die Stirn drücken konnte? Wen mochte er in seiner Eier fordern und verlangen? Schon oft war er hier gewesen, wahrlich, kein seltener Gast. Duzende hatte er in diesen tiefen Löchern in seine knöchernen Arme genommen.

Nun eilte er hoch oben über die Fünzig-Meter-Sohle dahin. Weit, sehr weit vom Schacht füllten zwei junge Bergleute die Wagen mit Berge zum Füllen in den Abbauen. Mit heißen, unheimlichen Blicken betrachtete er sie. Auf dem Hangenden hochte er, geduckt, seine Minute abwartend.

Vier Wagen waren gefüllt. Man koppelte sie aneinander. Harte Häuste umklammerten Bremsknüppel.

Als die Wagen rollten, sprang er neben sie. Die Knüppel knirschten zwischen den Rädern. In den Schienen knackte es. Höhnisch löste er ein Felsstück von der Stollenwand. Es stürzte nieder in die Reesche. Ein Bergmann stolperte und fiel klatschend ins Wasser.

Ein Schrei! . . .

Des zweiten Bergmanns Knüppel zerbrach wie ein leichter, morscher Stock. Die Wagen gingen

ab, die abschüssige Strecke hinunter zum Schacht. Zwei Menschen brüllten, tauchten sich das Haar. Die Wagen waren schneller als ihre Beine. Blutend brachen sie zusammen, dem Irrsinn nahe. Die dahinschnellenden Wagen hörten sie noch leise rauschen. Mit unheimlicher Wucht riß der Bergezug die Schachttüren in Fetzen und stieß hinab in die Tiefe, auf das Dach des in größter Schnelligkeit auffahrenden Korbes.

Ein unterweltliches Krachen und Tosen . . . Dann stürzte alles hiernieder: Dreck, Schlamm, Felsstücke, Balken und Wasser. Aber Tage zischte das zerrissene Seil wie eine Riesenschlange hoch durch die Luft und zerschmetterte das Dach des Maschinenhauses in Splitter. Mit irren Blicken standen oben die Menschen, starr und schreckensbleich. Die Körbe sausten tausend Meter hinab. Drei Menschen standen darauf. Alles war verloren. Den alten Maschinisten brachten barmherzige Arbeiter von der Stätte des Grauens hinweg.

*

Über den von Krostöfengas kahlgefreßenen Berg in der Nähe der Grube sprengte in tollem Ritt ein großer, hagerer Reiter auf schneeweißem Schimmel daher. Das Fell des Tieres dampfte, vor den Rüstern stand dichter Schaum. Mit einigen Sprüngen setzte er zu Tal. Der Reiter drückte ihm die Sporen in die Weichen bis vor das Eisenplateau am Schacht.

Die schrille, harte Stimme des Direktors schallte in die Menge, die sich angesammelt hatte. Beamte erstatteten Bericht. Aus dem türkischen Schachtloch stiegen graue Wetter empor. Knappe Befehle brachten Bewegung in die Menge. Bergleute und Steiger eilten hin und her.

An der Spitze einer Rettungskolonie stieg der Direktor die Fahrten hinab in den Schacht.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht von dem Unglück in den nahen Dörfern. Drei Mann hatte es gepackt, das wußten alle. Dort unten im Senkloch, im tiefen Schacht, war unter den Trümmern der blonde Hans.

Die in der Grube arbeitenden Bergleute kletterten von der untersten Sohle von Bremschacht zu Bremschacht, von Sohle zu Sohle, höher und höher und erreichten den Ausgang durch einen alten Stollen. Der Luftdruck des zusammen-



Drei Gotteshäuser hatte Bischof Konrad in Constanz erbaut und sie St. Johannes, Mauritius und Paulus vertraut. Den Armen war er ein Vater gewesen, den Trauernden Tröster, und allen ein Hirte. Da nahm ihn der Herr hinweg von dem Volk, das ihn liebte, und gab ihm den Lohn des vielteuren Knechtes. — Die nachgeborenen Söhne aber der Stadt vermaßen sich Frevels am modernden Leib; sie warfen das teure Gebein in den See, als die neue Lehre der Reformatoren hereinbrach. Das Haupt allein ward gerettet und hat seine Ruhstatt im Constanzer Münster.

Wir aber haben die Harfen erhoben
Zu vollen Liedern und Weisen,
Um Deinen Heiligen, Herrgott, zu loben,
Sankt Konrad kindlich zu preisen.

ter zum Schick
ich das Jahr
die Heine. Die
verlan nahe. Du
in sie noch
ist die Berg
und liegt hind
höher Schönl

in Tosen. Dem
Schlamm. Mit
Tage pläte hat
Tage hoch den
Dach des Ho
ren Bilden ha
schrecklich
ter hind. Das
ist war verlor
baumartige
nd himmel

schreffener Berg
in totem Mit
weigen Schin
ampfte der
einigen Cori
delute ihm
Eisenplatz

weisses schlo
hatte. Sonne
schen Schö
inappe Fels
Bergleut

ne lag im
Schacht.
die Stadte
Dörfern. Die
ten alle. Der
cht, war unter

Bergleut. Die
Brennfach
ble, höher
g durch ein
pulamer

stank erbor
errou. Den
Tröter, und
in dem Volk
en Knechts
ermahn hat
te Geben in
hereinander
Ruhstatt im



D Trost der Welt, du stille Nacht,
der Tag hat mich so müd gemacht,
das weite Meer schon dunkelt,
laß ausruhn mich von Lust und Not,
bis daß das ewige Morgenrot,
den stillen Wald durchfunkelt.

F. v. Eichendorff

berstenden Hauptschachtes hatte im Augenblick des Unglücks ihre Lichter gelöscht, es war von Mund zu Mund gegangen: vier Wagen sind in den Sumpf gestürzt samt den Förderkörben. Nur die stärksten und handfesten Knappen blieben zurück, unter ihnen die beiden Brüder und der Vater des blonden Hans. Man hörte in der schaurigen Tiefe nur das Geräusch der Werkzeuge und die Stimme des Direktors, der, in Schlamm und Bergdreck wattend, die Rettungsarbeiten leitete.

Nun hangten alle um das Leben des blonden Hans, vom Direktor bis zum einfachsten Bergmann.

*

Immer, wenn der schwere Beruf des Bergmanns unter der Erde seine Opfer fordert, steht man in dem Dorfe, das einen oder mehrere seiner Männer verlor, tagelang nur trauernde Menschen. Das ist nicht allein ein schwerer Schlag für die von dem Unglück betroffenen Familien, nein, die Gemeinschaft trägt den Schmerz um den Verlust mit auf ihren Schultern. Denn heute trifft es diesen und morgen jenen.

Ein Motorradfahrer hatte die Nachricht zuerst ins Dorf gebracht. Schnurstracks war er zu dem Pfarrer geeilt und hatte ihn verständigt.

„Wenn Sie das übernehmen wollen, Herr Pfarrer, das mit der Familie Pfeifer? . . . Es ist auch der Wunsch und die Bitte des Vaters und der Brüder, Sie möchten hingehen. Die drei arbeiten an der Rettung des Hans. Es ist, unter uns gesagt, keine Hoffnung mehr. Aber es soll nichts unversucht gelassen werden. Alle vier Stunden lösen sich die Leute im Schacht ab. Es gibt keine Unterbrechung der Arbeit!“

„Gut, ich werde zur Familie Pfeifer gehen. Benachrichtigen Sie mich sofort von der Grube, auf telephonischem Wege, falls Hans — noch lebend geborgen wird!“

Als er zu dem Hause Pfeifers an der Böschung ging, kamen die Leute auf die Straße. Die Kinder vergaßen ihr Spiel, das Dorf war ohne einen Laut. Ganz langsam gingen sie immer näher zu dem Hause, in das der Pfarrer eingetreten war.

„Ich habe diese Nacht von Eiern geträumt“, tuschelte eine alte abergläubische Frau wichtigen Tones. „Von Eiern — von Eiern! . . . Das gibt schlagmäßig ein Unglück. Auch damals, als Heimbad und Möller . . .“

Die Worte erstarben auf ihren Lippen. In der Haustüre der Familie Pfeifer sah man die kleinen Geschwister des blonden Hans. Ihr Weinen schnitt in die Herzen der Leute.

„Die arme, arme Frau“, hörte man mitleidig raunen.

Nach einer Stunde kam der Pfarrer bleich und ernst zurück. Müde, schleppenden Ganges schritt er nach Hause. Seine Hände falteten sich, als er an dem Schreibtisch saß und der Blick der großen gütigen Augen auf dem Kreuzifix an der gegenüberliegenden Wand ruhte.

Nun war er über dreißig Jahre in dieser kleinen Pfarrei. Sechszwanzig Menschenleben hatten in dieser Zeit die Stuben von seinen Pfarrkindern gefordert. Das waren für ihn die schwersten Tage

seines Lebens gewesen. Welche Trauer lag in dieser Zahl.

Als er nach einiger Zeit sich erhob und zum Fenster schritt, sah er Scharen von Menschen zur Kirche strömen.

„Nur Gott kann helfen“, flüsterte er. „Nur Gott allein!“

Und als er in das überfüllte Gotteshaus kam, lagen Kinder und Frauen, Jünglinge und Männer, Greise und Greisinnen auf den Knien und flehten zum Allerhöchsten um die Rettung des blonden Hans.

Der Pfarrer betete laut und eindringlich vor, die Menge antwortete im Chor: „Erhöre uns, o Herr!“

*

Ein Mensch stand starr und entsetzt im Sumpf des Schachtes, als ein Wellen, Kreiseln, Bersten und Dröhnen in seine Ohren stieß. Wie gelähmt verharrete er einige Sekunden.

Was war geschehen? Steine, Schlamm und Holzstücke klatschten neben ihm ins Wasser. Er war zur Seite gesprungen, sonst wäre er zerschmettert worden.

Nun war droben alles still. So ein Tosen und Krachen wird sein, wenn die Welt untergeht, dachte Hans.

Er drückte sich ans Gebirge. Eine tiefe, undurchdringliche Finsternis umlagerte ihn. Die Lampe war verloren. Er riß verzweifelt an dem dünnen Signalseil, zerrte sich die Hände blutig, doch er vernahm keinen Laut auf der letzten Sohle. Nun rauschte es in seinen Ohren. Ein tödlicher Schreck durchfuhr ihn. Das Wasserrohr war geplakt.

Es dauerte Minuten, vielleicht Stunden, ehe er sich seiner furchtbaren Lage in ihrem ganzen Ausmaße erst recht bewußt wurde. Er schrie hinauf, bis seine Kehle sich zusammenrückte und nur noch heisere Laute über seine Lippen kamen.

Das Wasser stieg ihm bis an die Knie — bis an die Oberschenkel — bis an die Brust . . . Warum blieb er stehen? . . . Es kroch höher und höher an ihm hinauf, unerbittlich. In diesem Loch, das kaum sechs Meter im Durchschnitt hatte, gab es kein Entrinnen. Droben, etwa zehn Meter unter der Sohle, war die Brücke mit einer Tür, durch die beim Bergeaufziehen der vollbeladene Küber zur Verlagerrolle gehaspelt wurde. Bis dahin waren es von unten hinauf vierzig Meter. Es gab für ihn jetzt keinen Zweifel mehr: der Schacht war zusammengestürzt.

Ob keine Rettung mehr möglich war? — Es geht zu Ende — es geht zu Ende! . . . Dieser Gedanke ließ sein Herz in der gesunden Brust stark und heftig schlagen. Er fühlte das Wasser am Halse. Keine Hilfe kam. Er stieß vor, in der Runde schwimmend und mit den Händen nach einem Halt haschend. Die schwere Kleidung zog ihn nieder, der Hut wurde abgetrieben, die blonden Haare hingen in Strähnen um die Stirn und die Schläfen. Keuchend hielt er sich endlich an einer Verstrebung fest, die zwei mächtige Eisenringe miteinander verband. Solche Ringe waren in kurzen Abständen bis zur Sohle angelegt. In seiner Todesnot kletterte er höher. Auf dem nächsten

Eisen hochte er sich hin. Die Zeit schien stille zu stehen. Er kannte keinen Begriff mehr für sie. Ewige Nacht umhüllte ihn, eine unheimliche Finsternis. Unter ihm brodelte und rauschte es. Das tropfende und plätschernde Wasser brachte ihn zeitweise dem Irrensinn nahe. Krampfhaft hielt er sich fest, sein Atem jagte. Eisigkalt durchfuhr es ihn, wenn er das höher kommende Wasser wieder an den Füßen spürte. Wie eine Schlange kroch es an ihm empor, züngelnd und leckend. Oft schien es ihm, als ob seine Lunge die stickige Wetterluft des Schachtes nicht mehr aufnehmen wolle.

Hatte jemals ein Mensch in solcher Not gestanden? . . .

Ob man oben nicht wußte, daß er in dieser Tiefe um sein Leben kämpfte? — Würden draußen überhaupt noch Menschen sein? Es kamen Hans so sonderbare Gedanken, tausend in einer Minute. In solchen Situationen denkt der Mensch intensiv. Die Müdigkeit schlich bald in seine Glieder, kaum, daß er sich noch entsinnen konnte, daß es ein Dorf gab, in dem sein Elternhaus stand. Das war alles schon so lange her, daß er dort lebte und sich des Daseins freute. Was jetzt in seinem Kopf vor sich ging, befaßte sich ausschließlich mit dem Vorgang im Schacht um ihn her und mit dem, was in Kürze aus ihm werden würde. Warum flüchtete er von Ring zu Ring vor dem steigenden Wasser? Droben bei der Brücke würde doch der Tod kommen. Da gab es kein Entrinnen mehr. War es nicht eine unnütze Verlängerung seiner Qual, das doch verlorene Leben in dieser grausigen Tiefe zu halten?

Er spürte immer mehr, wie die Kraft aus seinem Körper schwand. Mit seinem heißen fiebernden Atem wärmte er sich die fast erstarren Hände. Kein Fleck, wohin die Finger tasteten, der trocken war, nichts als Nässe, nichts als Wasser.

Er band sich mit dem Leibriemen an einer Verstrebung fest. Da kauerte er, der blonde Hans, in sich zusammengefunken, triefend vor Nässe, die wie in Blindheit stehenden Augen weit aufgerissen, bettelnd um Barmherzigkeit.

Mit der Schwäche kam die Angst, eine Angst um alles, was mit ihm war. Ob es nicht besser war, ein Ende zu machen und sich hinabzustürzen? In wenigen Minuten müßte alles vorbei sein.

Es gab nur noch eins, mit dem er sich in tiefster Seele beschäftigte, und dieses eine war: Gott! Gott würde ihm gnädig sein. Noch nie hatte er schwer gesündigt, sein Leben war aufopferungsvoll, froh und rein gewesen — noch nie hatte er bewußt in frivoler Weise gegen Gottes Geseke verstossen. „Stelle deinem Schöpfer alles anheim, du warst und bist einer der Bravsten und Besten!“ hatte ihm einmal der Pfarrer vor einer großen Schlacht im Westen in einem Briefe geschrieben. „Solche Menschen, wie Dich, verläßt er nicht; er gibt ihnen, wenn er sie zu sich ruft, das Licht des ewigen Lebens!“

Das Licht! . . . Wenn einmal das Licht wieder käme! — Diese unaufhörliche Nacht — über tausend Meter in tiefer Erde. Wie hatte er die Kraft aufgebracht, so lange den Elementen zu trotzen? . . .

Vielleicht war diese schwarze Nacht das Tor, durch das er einging in den ewigen Strahlenglanz

an jene Stätte, wo es keine Klagen und keine Trübsal mehr gibt. Das war ein Trost, der ihm noch einmal Stärke gab.

Wieder einmal raffte er sich auf. Die letzten Lebensgeister regten sich in seiner Brust. Gefaßt kniete er auf dem letzten Ring, kurz unter der Hängebank. Hier war das Ende. Der Erschöpfung ganz nahe, befann er sich, daß im Gebirge an dieser Stelle ein Einschuß war, wo die Gerätschaften in Verwahr gehalten wurden. Dahinein kroch er. Das sollte sein Grab werden. Wie Gott es will!

Der blonde Hans spürte kaum noch, daß das Wasser wieder die Hälfte seines Körpers verschlang. Nur noch wenige Minuten — nur noch wenige kurze Minuten! . . . Sein Herz klopfte ganz schwach und leise, seine brennenden Augen schmerzten, die Zunge lag schwer wie Blei im Munde.

Da schlug etwas klatschend nieder, in der Mitte des Schachtes. Hans vernahm wie aus weiter Ferne Rufe. Seine Zunge lallte. Nun wurde es hell. Aber der Wasserfläche tanzte ein schwarzes Bündel, drehte sich und regte sich. Aber dem Bündel hing ein Licht, ein zischendes Grubenlicht unter einem schützenden Blechschirm. Jetzt lag der Schein auf seinem fahlen grauen Gesicht.

„Hans — Hans!“ Der Schrei hallte hinauf, wurde von droben erwidert.

Zwei starke Arme drückten sich fest wie eine Eisenzange um seine Brust. Rufe gelkten durch den Schacht.

Ein Seil, das zwei Menschen hielt, ging höher und höher, an Baurümmern vorbei.



War es ein trauriger Zug, der über die Höhen der Berge kam? Viel Volk ging über den schmalen Waldweg dahin. In der Mitte trugen sechs Mann eine Bahre.

Nein, es war kein trauriger Zug. Die Bergleute, die die Bahre trugen, scherzten und lachten. Und alle, die sie begleiteten, scherzten mit.

„Die Lore ist bei deiner Mutter, Hans“, sagte einer der Träger. „Was werden sie nun warten. Also schneller, schneller...!“

„Sie sind ganz außer sich gewesen, als man ihnen die Nachricht brachte“, entgegnete ein alter Bergmann.

„Das kann man sich denken“, erwiderte ein anderer. „Wenn solch ein junges Blut tagelang um seinen Schatz gebangt hat!“

„Sie wird ihn so recht herzlich an sich drücken, so ganz fest. Sie will wissen, daß sie ihn wieder hat!“

Alle lachten.

So ging es weiter über den mit Laub bedeckten Weg. Schweigend standen schlanke Buchen rechts

und links. Noch immer kamen ihnen Leute entgegen. Offenen Mundes starrten sie auf die Bahre, um sich selbst von dem großen Wunder, das geschehen, zu überzeugen.

Nun trat der Zug aus dem Wald. Der Weg führte zu Tal, durch einen geschlagenen Hauberg. Die Sonne stand am blauen Himmel und warf ein warmes Licht hernieder.

Die Hände auf der Brust des Geretteten bewegten sich. Sie tasteten unruhig hin und her. Der Mund mit den blutleeren Lippen in dem wachsblassen Gesicht lächelte. Er winkte schwach mit der Hand den Leuten zu.

Es war ein seltsamer, aber ganz festlicher Einzug in das Dorf. Kinder und Mädchen schüttelten Blumen auf die Bahre.

So wurde der blonde Hans in das Häuschen an der Böschung gebracht. Man hörte lautes Weinen auf der Straße, aber es waren keine Tränen des Schmerzes, die aus übermächtigen Augen strömten, sondern Tränen der Freude und eines maßlosen Glücks.

Sprechende Zahlen

Der Deutsche liebt die Zahlen, aber nicht um ihrer selbst willen, sondern einzig und allein, um durch sie seine Leistungskraft und Leistungstärke auf allen Gebieten deutlich werden zu lassen. Zahlen führen eine eindringliche Sprache, das beweisen uns die Übersichten, die jedes Jahr das Wachstum und Erstarben der NS-Volkswohlfahrt im Gau Baden und im Reich widerspiegeln. Aus kleinen Anfängen erwuchs im Laufe von wenigen Jahren eine Organisation, die allein in Baden 247 000 Mitglieder zählt und weiterhin in ständigem Zunehmen begriffen ist. Durch eine der ersten Bestimmungen des Führers nach dem 1. Mai 1933 wurde die NS-Volkswohlfahrt als Organisation innerhalb der Partei für das ganze Reich anerkannt. Dadurch war der kleine, 1932 in das Berliner Vereinsregister eingetragene Verein zu einer im edelsten Sinne das ganze Volk umspannenden Einrichtung des Sozialismus geworden.

Fünf Jahre NS- und NSDAP-Arbeit in der Südwestmark haben Leistungen gezeigt, die sich sehen lassen können. Vorbildlich wurden die Hilfsbedürftigen betreut, nicht zuletzt Dank der einzigartigen Opferbereitschaft aller Volksgenossen. Über 50 Millionen Reichsmark beträgt der Gegenwart aller Ausgaben an Hilfsbedürftige in den Winterhilfswerken der Jahre 1933 bis 1938. Ständig wurde der Kreis der Betreuten erweitert, hilfsbedürftige Kurzarbeiter, Sozialarbeiter, verschämte Arme, wirtschaftlich noch nicht genügend gefestigte kinderreiche Familien kamen hinzu. An Sachwerten allein gelangten im Gau Baden im Rahmen der NSDAP-Arbeit in vier Jahren (NSDAP 1937/38 nicht eingerechnet) zur Verteilung: 4 697 702 Zentner Kohlen, 1 280 956 Zentner Kartoffeln, 371 283 Zentner Lebensmittel, 657 687 Meter Stoffe, 126 854 Liebesgabenpakete, 3 679 384 Lebensmittelgutscheine,

1 390 060 Freitische, 970 150 Kleidungsstücke, 20 504 Zentner Fischfilet.

In der Entfaltung der nationalsozialistischen Gesundheitsführung, als der ureigensten Aufgabe der NSDAP, ist in der gleich hervorragenden Weise gearbeitet worden. Auch hier sollen wieder Zahlen sprechen. Der Vorsorge für das Kind gelten schon vor dessen Geburt Betreuung und Beratung der hoffenden Mutter. Kinderkrippen, Kindergärten, Tagesstätten der Orts- und Ortsgruppen der Kinder entstehen in rascher Folge. 14 500 Kinder werden in 358 Kinder-Tagesstätten der NSDAP erfasst, die vorbildlich geleitet, ärztlich überwacht und weiterhin ausgebaut werden. Alle Sorge gilt der Gesundheit und Lebenskraft der deutschen Jugend, der deutschen Mutter, dem Wohle der deutschen Familie. Die 358 Kinder-Tagesstätten gliedern sich in 234 Dauer-Kindergärten, 95 Ernte-Kindergärten, 13 Kinderkrippen, 16 Kinderhorte.

In der Müttererholung nahmen bis jetzt 11 Mütter-Erholungsheime 10 000 Mütter auf, bei einem Gesamtaufwand bis einschließlich März 1938 von RM 483 343.

Die gewaltige Summe von RM 1 263 295 wurde von 1934 bis 1938 für die Jugend-Erholungsarbeit ausgegeben. 90 000 Kinder und Jugendliche fanden bis 1937 allein im Gau Baden ihre Erholungs-Betreuung. 14 örtliche Kindererholungstagesstätten stehen als Waldheime in der Umgebung der Groß- und Industriestädte zur Aufnahme von Klein- und schulpflichtigen Kindern zur Verfügung, 13 Kinder-Erholungsheime, darunter drei Solbäder, in klimatisch günstigen Gegenden (Hochschwarzwald, Bodensee, Neckartal) dienen mit Vier-Wochenkuren der Erholung, 4 Jugend-Erholungslager sichern die planmäßige Entsendung erholungsbedürftiger